

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 7

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sternwoche in Wort und Bild

Nr. 7
XV. Jahrgang

Bern
14. Februar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Winterzauber.

Von K. Rohner.

Oft hört' ich den Winter schelten,
Als wär er ein grimmiger Greis
Mit kalter Herrschergebärde
Und einer Krone von Eis.

Auch sah ich auf Bildern den Alten
Als grämlichen, brummigen Mann.
Wo er schritt, durfte nichts keimen,
Wo er war, kein Wässerlein rann.

Ich fühlte den klarblauen Himmel Und wußte voll seliger Wonne:
Und um mich die funkelnende Pracht Das hat der Winter vollbracht.

Jüngst ist er mir selber begegnet:
„Herr Winter, bist du's, seh' ich recht?“
Der lächelt mit freundlicher Miene:
„Die Menschen kennen mich schlecht.“
„Wie sah er denn aus?“ wollt ihr wissen.
Ei, leuchtend und herrlich, fürwahr,
Ein männlich, königlich Antlit,
Ein strahlendes Augenpaar,

Ein wallender, glitzernder Mantel,
Ein Stern im schneiigen Haar.
Wie konnt' ich dich hassen und schmähen?
Wie schön bist auch du und wie wahr?
Und als ich mit sehenden Augen
Die Straße nun weiter ging,
Da wurde die Welt mir zum Wunder,
Zum Märchen das winzigste Ding.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 7

Verene hörte darauf ein plötzliches Stöhnen und ein gewichtiges Rauschen von schwer seidenen Röden und darauf ein hastiges, ein wenig heftiges Reden. Es war die Tante Ursula, die nun auch ihrerseits sagte, was zu sagen war, und den Rosenhof, der an Susanna übergehen sollte, das Vermögen, von dem sie auch einen Zipfel, einen gehörigen, erhalten würde, die Familie, in der der zukünftige Herr Schwiegersohn eintreten durfte, und endlich die Pflegeeltern, ihren Daniel und sich selbst, in diejenige Beleuchtung brachte, die ihr dieser schönen und guten Dinge würdig schien.

Onkel Daniel nickte eifrig dazu und schnupfte doppelt soviel, als er sonst tat, wenn seine Pfeife aus Rücksichten des Anstandes am Nagel hängen bleiben mußte. Er spießte energisch die Tabakstäubchen von der dunkelvioletten Samtweste und brummte in der Erregung leise vor sich hin, dem Bären im Bärengraben gleich, wenn die Rüben schockweise zu ihm hinunterfliegen.

Die Besucher hatten nichts gegen das alles einzuwenden, wenn nur das Endergebnis ein günstiges war, und das mußte man sagen, die Sache sah gut aus.

Diese Überzeugung drängte sich auch Verene auf, und sie schllich sich rasch ins Haus und begann mit Energie ein festliches Abendessen vorzubereiten, denn sie merkte, daß Anna-Dieses Bernhard am Gewinnen war und daß wahrscheinlich am selben Abend noch eine Verlobung gefeiert werden würde.

Und so war es.

Tante Ursula hatte im Lauf des letzten Jahres ihre Ansprüche heruntergestimmt und genau dieselben Befürchtungen und Bedenken in ihrem Herzen bewegt wie Susanna selber. Sie sagte sich, daß sie lieber, viel lieber ihren Neffen Bernhard, candidat medicinae und Assistenten am Bürgerhospital, als Schwiegersohn annehmen wolle, als eine Verlobung nach der andern sich mitteilen zu lassen, ohne selbst im Bavolet und der seidnen Mantille mit ihrer Pflegedochter Brautbesuche machen zu können.

Onkel Daniel gab seine Zustimmung mit Freuden. Er hatte Bernhard gern und war der Sorge um Susannas Versorgung enthoben. Zudem war er froh, daß nun den zwei weiblichen Gegnern zwei männliche gegenüberstanden und er auf diese Weise vielleicht einmal zu seinem Recht käme. —

So umarmten denn die vier Eltern sich feierlich, wobei sie, das heißt Tante Ursula, Sorge trugen, beim Händeschütteln kein Kreuz zu bilden, denn das wäre eine schlechte Vorbedeutung gewesen.

Und Susanna ließ sich pflichtschuldigst von ihrem Bräutigam küssen.

5.

Hinter dem Haus auf der Terrasse deckte Verene den Tisch. Sie nahm dazu das Damasttuch, in das Christus und die Jünger eingewebt waren und das nur an unge-

wöhnlichen Tagen gebraucht wurde. Die Rheinweingläser mit den milchweißen Füßen holte sie aus dem Glaschrank. Auch die Zimtbüchse mit dem silbernen Eichhorn darauf, und das Salzfaß mit der zoologischen Merkwürdigkeit eines langgeschwanzten Bären stellte sie auf den Tisch.

Sie brachte die dunkelblaue Kristallschale, gefüllt mit eingemachten Roussleettchenbirnen, und die ovalen Plättchen aus böhmischem Glas mit den sauerfüßen Zwetschgen.

Auf dem Nebentischchen ordnete sie die Kaffeetassen, besetzt mit zierlichen blauen Blümchen und kleinen Blättern, die Onkel Daniel in die Ehe gebracht hatte. Eine der wenigen Tatsachen, die Tante Ursula stehen lassen mußte. Alle diese schönen Dinge hatten schon unter der Urgroßmutter gedient und konnten sich schwer an die neue Zeit gewöhnen.

Aus den Vorbereitungen, die erst in ihren Anfängen standen, konnte man merken, daß Wichtiges sich vollziehen werde. —

Die goldenen Löwen im Empirehaus hatten also richtig den Verlobungskuß Susannas und Bernhards mit angesehen. Das Merkwürdige dabei bestand darin, daß er nicht anders war in seiner Beschaffenheit als der Kuß, den Onkel Daniel der Frau Anna-Liese, und der, den Hans-Franz König der Tante Ursula gab. Nicht heißer, nicht verschämter, nicht süßer und nicht länger.

Bernhard, der von Küßen eigentlich noch nichts wußte, als daß er gerne welche genommen und gegeben hätte, und zwar von allen Mädchen auf Erden gerade nur Susanna, wollte es scheinen, als ob er sich diesen einzigen Augenblick doch schöner vorgestellt hätte. Ganz besonders wäre er lieber allein gewesen, als er ihn empfing, doch davon konnte im Haus der Frau Ursula Schwendt keine Rede sein. Bernhard hatte sich Mädchenlippen auch anders gedacht, nachgiebiger, ermunternder. Statt dessen lag Susannas feiner Mund auf dem seinen wie ein Rosenblatt, und es war ihm, als sei ihr Kuß davongeflogen, kaum, daß er ihm geschenkt war.

Er erkannte daher die Tatsache, daß ihm sein erster Kuß geworden, gar nicht an. Er verschoß sie und lag den ganzen Abend wie ein Argus auf der Lauer, ob sich nicht eine Gelegenheit geben werde, dies langersehnte, vielbesungene und doch so kurz dauernde Glück nachzuholen oder eigentlich zu erlangen.

Aber Susanna, die von seinen heißen Wünschen keine Ahnung hatte und sie nicht teilte, merkte nicht, warum er einmal sehen wollte, ob nicht die Aussicht vom Wälzchen aus heute besonders schön sei, noch begriff sie, warum er gerade von den Reineclauden hinter dem Holzschnuppen losen wollte, da doch der Tisch voller Herrlichkeiten stand. Schließlich bat er Susanna, mit ihm den neuen Holzschnitt, der Glaube, Liebe, Hoffnung darstellte und frisch aus England gekommen war, besehen zu wollen. Aber Tante Ursula läutete Berene, daß sie ihn bringe, denn sie hatte nicht mehr Verständnis für die zärtlichen Bedürfnisse eines jungen Assistenten am Bürgerspital als Susanna selber.

Bernhard gab daher seine Bemühungen auf und versprach sich von der Zukunft und dem Zufall die herrlichsten Dinge.

Anna-Lieses Augen ruhten fragend und etwas ängstlich auf dem ruhevollen Antlitz von ihres Sohnes Braut.

Wollte Gott, daß dieser Weg der erste glückliche von vielen folgenden war. Sie hoffte es, wußte es aber nicht.

Als der Kaffee in der neumodischen Maschine dampfte, nach Vorschrift aus der Porzellanantheilung in die Glasabteilung lief, als Tante Ursula den goldenen Hahn öffnete und einen herrlichen Motte in die Montäschchen laufen ließ, da fand es Onkel Daniel an der Zeit, das Seine zu tun und eine Rede zu halten.

Sie war kurz. Tante Ursula wußte die ganze Zeit über nicht, ob das gehauen oder gestochen war, wenn er den neuen Sohn als Bundesgenossen begrüßte, oder vom ewigen Kampf der Geschlechter sprach, oder Adam seine anfänglich paradiesische Einsamkeit mißgönnte. Item, sie ließ einstweilen die Sache auf sich beruhen und stieß mit ihm an, als die andern anstießen, und umarmte den Redner, als die andern ihn umarmten, nahm sich aber doch vor, ihn, wenn sie allein sein würden, über den tieferen Sinn seiner Rede zu fragen.

Susanna war still. Sie war nichts weniger als leichtsinnig, und diesen Schritt, der, wie sie wußte, zu Glück und Unglück führen konnte, tat sie nicht gedankenlos. Sie wollte ihn tun, weil er für sie von zwei Uebeln das kleinere war. Aber sie war so sehr Herrin ihrer selbst, daß es ihr unangenehm war, jemand anderes in diese Abgeschlossenheit eindringen zu lassen.

Sie umgab sich halb bewußt, halb ohne es zu wissen, mit einer Kälte, die wie eine Hölle von Glas sie einschloß, so daß sie in ihrer Unnahbarkeit saß wie die Mücke im Bernstein.

Bernhard fühlte das und gab sich Mühe, den Dunstkreis von Sprödigkeit durch heiße Blicke und Liebesworte und durch kleine, schmeichelnde Lieblosungen zu durchbrechen.

Ein einziges Mal wurde sie warm und gab eifrig Antwort, als es sich um den Zeitpunkt ihrer Hochzeit handelte. Bernhard und Frau Anna-Liese meinten, daß nach dem Staatsexamen kein vernünftiger Grund da sei, den erwünschten Tag hinauszuschieben. Bernhard möge sich sogleich in einem der großen Dörfer des Kantons festsetzen, um es als Sprungbrett in eine große Stadt zu gebrauchen.

Energisch wehrte sich Susanna. Erst sollte Bernhard den Doktorhut tragen, dann wollte sie ihn heiraten. Zuerst sollte er sich festsetzen und Rundschaft suchen, und dann erst eine Familie gründen.

Unrecht hatte sie ja damit nicht. Aber daß gerade die Braut — sogar des Onkels ausgetrocknetes Liebesgedächtnis revoltierte in der Erinnerung an seine Jugend, und er meinte, auf dem Doktor komme es sonst den Verliebten nicht an, worauf die Tante Ursula und Susanna gleichzeitig sagten, daß das mit der Liebe überhaupt nichts zu tun habe, sondern Überzeugungssache sei.

Es wurde also beschlossen, daß Bernhard in ungefähr einem Jahr in sein Examen steigen und im Sommer seine Doktorarbeit machen solle. Im Frühjahr möchte dann, gleichsam als Belohnung, die aufs prächtigste geplante Hochzeit stattfinden, die, wie Onkel Daniel blinzelnd versicherte, seine Sache sein würde.

Es wurde nun auch Berene hereingeholt, die mit dem Brautpaar anstoßen sollte. Sie versicherte Susanna eifrig, daß sie keinen braveren und gebildeteren Jungling hätte

finden können und daß sie, Verene, niemand wüßte, der eines solchen Bräutigams würdig wäre.

Als die Gesellschaft auf den Nachschlag wartete, der das Lob nun auf Seiten der Braut leiten sollte, blieb er aus, und Susanna mußte mit diesem Pfeil in ihrem Selbstbewußtsein mit der Magd anstoßen, mit der sie sich nie so recht hatte befreunden können.

Tante Ursula fragte darüber, daß es mit den Dienstboten ein Kreuz wäre, aber Onkel Daniel lachte und erzählte, daß schon seine Mutter Verene habe reden lassen müssen, was sie gewollt. Aber Anna-Liese wurde das Herz schwer, denn ohne Grund ließ Verene Susanna nicht vor der Türe ihrer einfachen Zumeitung stehen.

Bernhard aber korrigierte flink Verenes Ungeschicklichkeit mit einem Scherz. Sie tätschelte ihm den Rücken, denn sie hatte ihn auf den Armen gehalten, als er kaum sehen konnte.

Spät, nach zehn Uhr, begab man sich hinauf, um die Schlafzimmer aufzusuchen. Es war eine lange Prozession, die langsam die breite Treppe hinaufstieg. Voran Verene mit der Moderaturlampe, danach die andern alle mit ihren Unschlittlichtern, die in der Nische unten auf die Gäste gewartet. Ein jedes ging zufrieden mit dem Erreichten davon; die Verheirateten zu zwei, die Ledigen allein.

Vor Susannas Stube war ein kleiner Gang, der in einen größeren, dunkeln mündete; aber sie übersah auch diese Gelegenheit, Bernhard seinen ersten Kuß pflücken zu lassen, und so mußte er am Tage seiner Verlobung ohne ihn zu Bett gehen. —

Es folgte eine unruhige Zeit. Verene nahm in der schönen Stube die Überzüge weg, so daß der gelbe Damast glänzte und die weißen, glänzenden Stuhlleiber leuchteten. Sie nahm den Vorhang von Tüll vom Kronleuchter. Die kristallinen Zierarten läuteten leise, als sie es tat, und wunderten sich, welchem glücklichen Ereignisse sie die Freiheit verdankten.

Die große, gestickte Decke wurde auf den runden Tisch gelegt. Der Fußboden mit den dunkelgebohrten Streifen wurde in einen tadellosen Zustand versetzt, die Fenster geöffnet und Rosen in große, vergoldete Vasen gestellt. Als alles fertig war, setzten sich Susanna und Tante Ursula auf das gelbseidene Sofa vor dem schwarzen Tischlein, nahmen eine Frivolité-Arbeit in die Hand und warteten auf ihre Besuche. Sie kamen wie die Heuschrecken oder wie die Stare im Frühling und pickten alles auf, was an Neuigkeiten und Überraschungen zu erlangen war. Drei lange Wochen dauerte das. Drei Wochen stand Bernhard neben dem gelben Sofa und ließ sich als Bräutigam anstarren.

Danach kamen die Gegenbesuche.

Mit Stolz ging Susanna am Arm des wohlgewachsenen jungen Menschen und ließ sich von seinen Herren Professoren und Kollegen versichern, daß sie eine gute Wahl getroffen.

Glücklich führte Bernhard das schöne Mädchen. Es sah in seinem gelbglänzenden Mohärkleid mit den vielen Bolants und dem Juavenjäckchen, dem blumengeschmückten, eng anschließenden Kapotthütchen und dem zierlichen, zusammenlegbaren Sonnenschirm vollendet elegant aus.

Sie erregte überall Bewunderung. Aber so recht eigentlich beneidet wurde Bernhard nicht. Susanna glich jenen Blumen, die sich großer Pracht und Schönheit erfreuen

und dadurch die Schmetterlinge anziehen, es aber nicht vermögen, sie von der Süßigkeit ihres Kelches zu überzeugen, so daß sie im Bogen die Schöne umflattern und zu andern fliegen.

Bernhard wollte sich selbst nicht zugeben, daß eine leise, ganz leise Enttäuschung neben seinem Glück herlief und daß sein Herz, wenn es gefragt worden wäre, noch allerlei zu wünschen gehabt hätte. Bernhard redete ihm vor, daß es nichts anderes zu begehrn habe, als was Susanna ihm geben möchte. Da das wenig war, darbte das gute und gar nicht unbescheidene Herz und mußte sich daran gewöhnen, sein Bestes und kostbarstes zu vermissen und zufrieden zu sein mit Susannas immer gleichbleibender Ruhe, die noch nicht ein einziges Mal ihrer vergessen.

Seiner Mutter gegenüber sprach sich Bernhard nicht aus, trotzdem sie ihm mit Fragen und Bezeugungen ihrer mütterlichen Anteilnahme zu Hilfe kommen wollte. Er überhörte halbe und ganze Andeutungen, die sonderbare Kälte seiner Braut betreffend, die allen auffiel und die alle um Bernhards willen bedauerten.

Man ging um ihn und sein Verhältnis zu ihr oder um sie und ihr Verhältnis zu ihm herum wie um ein bedauerliches Geheimnis, das alle kannten.

Bernhard schmückte sich immer noch mit Wonne den Augenblick aus, in dem die Blüte von Susannas Liebe den Kelch sprengen und sich ihm öffnen werde.

Als dies nicht geschah, wurde er müde, enttäuscht und bedrückt. Er fing an, an der Liebe seiner Braut zu zweifeln, und quälte sie mit Fragen, für die sie gar kein Verständnis hatte. Er wurde gereizt und erregt. Ihre überlegene Ruhe gab ihm stets ihr gegenüber unrecht.

Warum, wenn sie ihn nicht liebte, war sie seine Braut geworden? War er nicht der Rechte für sie? Könnte sie nicht lieben?

Frau Anna-Liese behauptete es mit einer leichten Bitterkeit — wie war es möglich, daß irgend jemand ihren Sohn, diesen Sonnenmenschen, nicht liebte — Susanna, sagte sie, könne nur sich selbst lieben. Mit Tränen und angstvollem Zorn sah sie ihren Weltesten sich mühen wie die Welle, die unaufhörlich und vergebens an einem harten und glatten Felsen sich bricht.

Der Herr Pfarrer Hans-Franz meinte zwar, daß sich alles geben werde in der Ehe. Bei dem nahen Zusammenleben, den Pflichten und Freuden des Familienlebens werde Susannas innere Herzengewärme durchbrechen. Er war aber viel zu gütig und in seiner Güte zu blind, als daß er in diesen Dingen ein maßgebendes Urteil gehabt hätte.

Onkel Daniel fand nichts an Susannas Benehmen auszusetzen. Ganz genau so war seine eigene Verlobungszeit verlaufen. Sein phlegmatisches Temperament, seine schon etwas vorgerückten Jahre und die Familitentradition hatten ihn nichts vermissen lassen.

Tante Ursula aber, als Bernhard einst in aller Bescheidenheit Auskunft über die Beschaffenheit des Herzens seiner Braut von ihr erbat und sie ersuchen wollte, ihren Einfluß auf sie geltend zu machen, antwortete unwirsch, daß Susanna genau so sei, wie ein züchtiges junges Mädchen sein solle, und daß das Geschleck und Getue, wie es hier und da vorkomme, und das er zu vermissen scheine,



Ebnet-Kappel im Toggenburg.

DRILL-FOTO

in Tante Ursulas Augen gut sei für fahrendes Volk, aber nicht für ehrbare Bürgerstöchter und Söhne.

Bernhard steckte also seiner Sehnsucht ein neues Ziel und ermahnte sein Herz zur Geduld. Aber er hatte nicht mehr die fröhlichen Augen eines glücklichen Bräutigams und nicht die Haltung eines Mannes, der weiß, daß er den Menschen gefunden, der bis zu Krankheit und Tod mit ihm Hand in Hand gehen will. Und der damit nichts tätte, als wozu sein Herz ihn zwingt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Plauderei über das Toggenburg und seine Bewohner.

Ebnat, 22. Januar 1925.

Liebe Berner!

Ich kann nicht anders. Ich muß Euch nun einmal schreiben, wie wunderbar schön es auch im Winter im

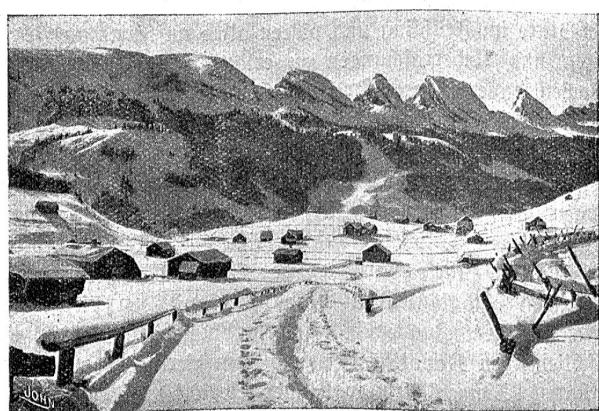


In der Schwendi: Blick auf Alt-St. Johann.

Toggenburg ist! Bis heute hatten wir diesen Winter bloß einen Nebeltag, an welchem nicht nur die Berge, sondern

auch die nahen Höhen und Häuser im Grau versteckt lagen; sonst aber reiht sich ein heller Tag dem andern an, die Sonne bricht jeden Morgen mit ihrem Glänzen hervor und eine wolkenlose Bläue breitet sich über uns aus. Jede Tageszeit hat ihren Reiz. Schon am frühen Morgen ersieht man aus dem Dunkeln der nach und nach erlöschenden Sterne die Klarheit des kommenden Tages! Schneeweiß ragen die Gipfel der Kurfürsten, des Speers, des Stock- und Schindelberges in den noch dunklen Himmel hinein, als hätten sie in vergangener Nacht in ihrer Reinheit das Tal bewacht! Sind sie, die Hügel und Berge, denn nicht unsere Wächter? Bis hoch hinauf schmiegen die sonnengebräunten Häuser und Hütten sich den Höhen an,

als suchten deren Bewohner Schirm und Schutz vor Wind und Wetter! — Beim Erblauen der nächtlichen Himmelslichter erscheint nun ein Lichtlein nach dem andern an den Abhängen zum Beweis, daß das mühevolle Tagwerk der Toggenburger wieder begonnen hat. Wie oft suche und betrachte ich die zerstreutliegenden Häuschen und fragend bleiben meine Blicke an ihnen haften: „Welch Schicksal ist euch Bergbewohnern wohl beschieden?“ Eines ist gewiß, daß der Kampf ums tägliche Brot besonders jetzt ein herber ist, denn die Stidmaschinen, die neben der Bearbeitung ihres Heimwesens den Verdienst verbesserten, stehen seit Jahren still; der Mann muß in Werkstatt und Fabrik, auf Straße und Bauplatz arbeiten, während die Frau neben Haushalt und Stall Heimarbeit verrichtet. Es gibt viele Frauen, die aus entlegenen Tälern und von höchsten Höhen stundenweit die Arbeit aus der Fabrik holen und mit ihrem Bündel auf dem Arm und der „Chräke“ am Rücken täglich den sehr mühevollen, steinigen oder vereisten Weg machen. Unzufriedenheit kennen sie trotz dem lärglichen Leben nicht; das freundliche Leuchten aus ihren Augen und das jederzeit frohe „Grüezi“ sprechen von ihrer Zufriedenheit, und



Ober-Toggenburg im Schnee.

wenn sie Sonntags vergnügt vor ihren Häuschen sitzen, so ist uns folgendes Gewißheit: